

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr 73.

Sonntag, 26. März.

1916.

## Sintje.

(Schluß.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Schenk.

(Nachdruck verboten.)

Endlich hatte sich Domke seines Vaters Wunsch, einen Arzt herbeizurufen, gefügt. Der joviale Herr unterhielt sich prächtig mit Papa Loone, nicht verständnisvoll bei der Untersuchung des fiebernden Kranken und stellte Sintje ohne weiteres als Pflegegeschwester an.

Sintje saß am Bett, erneuerte dem Fiebernden die kalten Umschläge, wachte halbe Nächte bei ihm und freute sich beinahe der langen Bewußtlosigkeit des Kranken. Sie hatte es an sich selbst erfahren, wie so eine Krankheit erlösend auf den Menschen wirkt, wenn er sich nicht mehr zurechtzufinden weiß im Leben. Wie ein neuer Mensch würde Domke aus diesem schweren Fieber erwachen, und die Zeit seiner Gefangenschaft würde plötzlich weit zurückliegen in seinem Gedächtnis, das Leben aber sich unermeßlich, wie unbetretenes Land vor ihm ausdehnen. Dann mußte die Frage, wie er es fortan mit diesem Leben halten sollte, an ihn herantreten.

Sintje grübelte angestrengt über diese Frage: Was wird Domke nach der Genesung beginnen? Dichten mußte er wieder, daraufhin hatte er all die Jahre lang gelernt, das würde ihn wohlthätig hinüberleiten von seinen verletzten Gefühlen auf erdichtete Leiden und Freuden.

Sie hat Papa Loone, dem Sohne zuzusprechen, daß er wieder Theaterstücke schreiben möchte für die alten Marionetten, die, wenn auch unter anderer Leitung, doch weiterlebten und weiterspielten im alten Vouche-nellekeller.

Ah, Domke wollte vom Dichten nichts mehr wissen. Er strich mit den abgemagerten Händen über die Bettdecke und schüttelte traurig den Kopf.

„Ich — dichten? Nein, damit ist es nun vorbei.“

Mit dem Dichten war es vorbei? Sintje senkte den Kopf tiefer über die Klappelarbeits, während die Tränen ihr in den Schoß tröpfelten. Sie saß am Fenster, und das Licht fiel voll auf ihr Haar, so daß es wie Feuer leuchtete.

Domkes Augen ruhten stetig auf Sintje, wenn sie dort am Fenster saß; nur wenn sie den Kopf hob, um nach ihm zu sehen, wandte er den Blick hastig ab.

Er schien sich an ihre Gegenwart gewöhnt zu haben, wie sich Kranke an die Dinge gewöhnen, die ihren Blicken immer wieder befehlen, wenn sie die müden Augen nach den langen Fieberträumen wieder öffnen.

Einmal, in der verklärten Dämmerung, richtete er sich auf dem Ellbogen auf. „Sintje, Jan l'Grand war's ja nicht, dem du nachgelaufen bist! Irgend ein Fremder, der dir schöne Dinge versprach, hat dich befehlen. Warum hast du ihm nicht ins Gesicht geschlagen, dem verdammten Reichen? Du tatest doch sonst so stolz und verächtlich erhaben über Nesselke Berle Amour. Warum hast du es denn getan? Nur um der Kleider und Blumen und all der bestechenden Frauendinge willen?“

„Nein, weil ich ihn lieb hatte“, sagte Sintje leise und fest, und der Kranke ließ sich wieder zurückfallen und fragte sie nicht weiter.

Was konnte er denn beginnen? Welche Arbeit möchte ihm zuzagen? Sintje grübelte und grübelte. Sie sah die geschickten, geduldigen Hände des schwächlichen Knaben wieder vor sich, wie er hinter dem Tisch saß, und an den Marionetten herumbastelte. Bei der Arbeit war er immer zufrieden gewesen. So eine feine, geduldige Beschäftigung mußte sie ihm ausfindig machen, dem armen Onkelchen, das nicht mehr an seinen Puppenfindern herumdoftern konnte.

Während Sintje grübelte, schlug die alte Kuckucksuhr an der Wand. Der kleine, blaue Vogel verneigte sich unausgesetzt und rief eine Stunde aus, die mit dem Stand der Sonne stark im Widerspruch stand. Die alte Kuckucksuhr hatte bei dem Umzug aus dem Vouche-nellekeller in die Rentierswohnung wohl Schaden gelitten. „Sie muß repariert werden“, sagte sich Sintje. „Aber der nächste Uhrmacher wohnt weit.“

Plötzlich ging ein Leuchten in ihren nachdenklichen Augen auf. Domke mußte die Uhr reparieren! Das war eine Arbeit für ihn. Sie sah ihn schon im Geiste hinter dem Tische sitzen, auf dem die Lampe brannte, und sah die geschickten Finger all die kleinen Räder berühren. Domke mußte bei einem Uhrmacher in die Lehre gehen. In der Hoogstraat konnten sie wohl einen Uhrrendoktor brauchen!

Sie aber durfte ihm nicht mit dem Vorschlag kommen. Selbst mußte er den Gedanken fassen. Überlistet mußte er werden wie ein eigenstimmiges Kind.

Wie er schlief, schlich sie an sein Bett und nahm seine große Lombastaschenuhr vom Nagel an der Wand, schlug die Kapfel von dem Räderwerk zurück und stoch rückwärts mit ihrer Nadel hinein. Dann stahl sie sich wie eine Verbrecherin an ihren Platz zurück.

Domke wurde es bald gewahr, daß seine Uhr stehen geblieben war. Nun sah er zum erstenmal eifrig über eine Arbeit gebückt in seinem Bett. Geduldig bastelte er an dem Räderwerk herum.

„Bringst du es wirklich zustande, Domke? Die Kuckucksuhr ist auch krank, wenn du der auch wieder aufhelfen könntest?“

Vater und Sohn hatten eine wichtige Besprechung. Domke war ein kluger Gedanke gekommen. Es fehlte dem Quartier des Marolles ein geschickter Uhrmacher, und er selbst würde nicht übel Lust zu diesem stillen, künstlichen Handwerk verspüren. Der gutmütige Papa Loone, erfreut über diese erste lebensfreundliche Regung seines Sohnes, war gleich zu einem Geldopfer bereit und baute die gefälligsten Luftschlöffer von einem zukünftigen großen Uhrengeschäft. Domke dagegen verlor nicht viel Worte, wie das seine Art war.

Sintje wurde nicht um Rat gefragt bei dieser Zukunftsberatung der beiden Männer. Sie sah über ihre Arbeit gebeugt und sah mit glücklichem Nücheln auf ihr schönes Spitzenmuster hinab.

Auf dem Tische brannte die grünbeschnittene Lampe. Sie warf ihren freundlichen Strahlenkreis über die

Tischplatte, auf der die metallenen Werkzeuge, die Uhrgehäuse und die zackigen Rädchen funkelten, und auf die mageren, vorsichtig arbeitenden Hände des kleinen Uhrendoktors, den sie im Quartier des Marolles den Uhrenoome hießen.

Kings an den Wänden tickten die großen und die kleinen Uhren, die franken und die schon genesenen ihr traulich eintöniges Lied. Das Uhrenwerkchen kannte und verstand sie alle. Fintje wachte täglich mit leichter, sorgfältiger Hand den Staub von den Gehäusen. Die altersschwachen, schlecht behandelten Kuckucksuhren hatten es einmal in ihrem Leben gut, solange sie im Lazarett ihres Doktors weilen durften.

Noch ein zweites Sündewar arbeitete im Schein der Lampe. Domke sah es gern, wenn Fintje des Abends mit ihrem Klöppelkissen ihm gegenüber am Tische saß.

Fintje arbeitete mit rastloser Emsigkeit. Vom Nebenzimmer her schallte die dröhnende Stimme Papa Toones, der sich mit seinen Getreuen beim Kartenspiel vergnügte. Die Licht in den Füßen hinderte ihn jetzt häufig am Ausgehen; dann mußte Fintje laufen, den Farokrug in der Wirtschaft füllen zu lassen. Papa Toone war kein Rechenkünstler, er machte sich nicht klar, daß er nur dank Fintjes mühsamen Verdienst noch imstande war, den dickbauchigen Krug so häufig füllen zu lassen. Der joviale Rentier hatte keine Freunde gar zu oft freigekalten beim „Captainje“ und „Al Marmite“, und die Etablierung des Sohnes als Uhrmacher hatte in sein kleines Kapital vollends eine bedenkliche Breche gerissen. Und Domke war ein zu pünktlicher, heikler Arbeiter, als daß er aus seiner Zeit viel Geld hätte schlagen können. Da war es denn gut, daß Fintje die Haushaltungskasse in den Händen hatte und deren Fehlbetrag mit dem Erlös ihrer Hände Arbeit ergänzen konnte. Sie war bescheiden geworden. Den beiden unpraktischen Männern unentbehrlich geworden zu sein, sich für sie abmühen zu dürfen, tagsüber mit Ruhen, Kochen, Bedienen und noch bis in die Nacht mit Klöppeln, das hieß Fintje d'el Trap, die so hoch hinaus gewollte hatte und ein Sohnen nach dem Schönen, Strahlenden, Glanzvollen der Märchenwelt in sich getragen hatte, das hieß sie jetzt Glück.

Domke hob den Kopf und sah die fleißige Arbeiterin ihm gegenüber prüfend an. Er hatte ein geheimes Wohlgefallen an dem schönen, weichlinigen Gesicht, das sich unverwandt auf das Klöppelkissen niederbeugte.

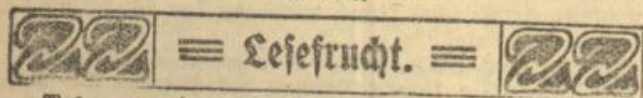
„Nun laß es gut sein, Fintje. Nach endlich Feierabend!“

Er streckte ihr die Hand hin über den Tisch. Sie ließ hastig von der Arbeit ab und lächelte dankbar bei dem anerkennenden Sündedruck.

„Du bist doch ein liebenswürdiges, anmutiges Geschöpf“, sagten Domkes Augen, „vielleicht bringe ich's fertig, über den dunklen Punkt in deinem Leben hinwegzusehen!“

Und Fintje lächelte dankbar für so viel Großmut. Kleine Mädchen müssen bescheiden sein!

— Ende. —



Was man erringt, behauptet man hartnäckiger, als was man erbt hat. Goethe.

## Die Glocken der Zukunft.

Aus dem Felde wird uns geschrieben:

Den Rhein entlang braust der Zug. Aus dem Herzen Deutschlands kam er, und die letzten Spuren des Alltags schwanden in der ersten jungen Sonntagssonne, die die breiten Wasser überschimmerte. Und in den Seelen der Männer, vor Stunden noch erfüllt von Werkeltagsorgen und Abschiedsgedanken, vollzog sich der gleiche Wandel. Aus tausend Augen, die geweitet in die Morgensonne des Rheintales starrten, entfloß die Erinnerung an das Gestern, und in denselben Augen lag jäh die restlose Eingabe an das Heute auf, die zähe und

stahlgeschmiedete Zuversicht auf das Zukünftige. „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“, sagte eine Stimme. Eine andere antwortet hart: „Niemals.“

Ein Geläut war in der Luft von allen Kirchenglocken in der Nähe und in der Weite. Und wenn der Zug hielt, lehnten sich die Körper zu den Fenstern hinaus, und die Männer horchten angespannt in das nahe und ferne Glockengehimm, als wäre ein neuer Ton darin. Ein unerbittlicher Ton, der in das Alltägliche, Allgewohnte, Träggewordene hineindrang und es mit Häusten wachrüttelte, ganz wach.

„Wir hörten es all die Tage schon“, sagte ein Jugendlicher, als sagte er etwas Heiliges. „Wir hören es zu manchen Stunden vom Niederrhein bis in den Rheingau.“

„Was läutet denn so seltsam nur? Es ist ein Echo erst und greift doch bis ins Rarl.“

„Es sind die Glocken der Zukunft. Der deutschen Zukunft. Kanonendonner vor Verdun.“ — — —

Und je weiter der Zug brauste, über den Rheinstrom hinweg, durch das Moseltal und ins Lothringische Land hinein, immer stärker, immer unerbittlicher riefen die Glocken der Zukunft, und die Mienen der Männer wurden hart und eisern, und dem Mund war das Wort zu klein. Denn nun hatten sie verstanden.

Und nichts anderes auf dem weiten Erdenrund hatte Wort und Geltung als die Kanonen vor Verdun. — — —

In der Heimat aber sitzen Millionen, die noch nicht gen Westen fuhren. Männer und Frauen. Die Glocken der Zukunft aber sind wie Bestellungsbefehle und machen nicht Halt vor der verträumtesten Stadt, vor dem entlegensten Dorf und hämmern auf der dumpfsten Stirn und dem ängstlichen Mut: Heraus und heran! Die Welt, die sich da draußen neu gebiert im Festungsgürtel von Verdun, kennt keine Dabeingeblienen, keine Blinden und Tauben und Müßiggänger, kennt nur Kämpfer, Mittkämpfer, Mitflieger, und wäre die Scholle, auf die sie sich gestellt sehen, nur ein paar Fuß im Geviert. Heraus und heran mit jeder Waffe und dem letzten Bewußtsein, daß die Größe der Zeit mehr ist als die Schwere der Zeit, und daß ein jeder, der sein hiesiges Leben nur an das Gegenwärtige hängt, bei lebendigem Leibe ein Toter ist für das Vaterland. Eure Waffen aber, ihr Männer und Frauen in der Heimat, sollen euch unsterblich machen wie die Soldaten in der Front. Haltet aus wie die todmutigen Stürmer im Granatenfeuer vor Verdun. Haltet aus im Sturmgebrausch.

Wie Fahnenlilien im Wind wallen und wogen die Glockenklänge und rufen euch und führen euch gen Westen, über den Rheinstrom, ins kampfdurchtobte Verduner Land. Reißt die Augen auf! Nicht aus Schrecken vor dem Tod, der mähend über die Walfstätt schreitet. Aus heißem, glühlichem Stolz auf die Brüder, die Männer und Söhne, die dem mähenden Tod nicht um eines Schrittes Breite aus dem Wege weichen, aus dem Wege, der gegangen sein muß, weil nur dieser und kein anderer Weg der Weg der deutschen Zukunft ist. Was will das Blut? Blut ist Saat. Und unferre Kinder sollen ernten. Reißt die Augen auf, ihr Männer und Frauen in der Heimat, damit ihr seht, mit welcher Geste der Selbstverständlichkeit gesät wird, als wüßte ein jeder unferre Tapferen als unumstößliches Glaubensbekenntnis, daß sein ausgegossenes Blut Zeugungskraft hat, ein Leben für tausend. Sie alle und ein jeder an seinem Teil, sie gehen mit ihrem Blut den großen deutschen Auferstehungsgedanken aus, den Osterglauben eines zum Lichte ringenden Volkes, und ob sie im Trommelfeuer der Geschütze im Mattern der Maschinengewehre ihr Leben hingeben, sie werden, wie das Buch der Bücher sagt, den Tod nicht sehen ewiglich. Reißt die Augen auf, ihr Männer und Frauen in der Heimat, und zwingt den Blick, den Dingen ins Gesicht zu sehen, so wie sie in ihrer Härte sind, und nicht, wie sie bequeme Nörgelsucht möchte. Was wäre, so ihr die ganze Welt genöthet und nähmet doch Schaden an eurer Seele? In der Welt aber, von der ein bedeutungsvoller Teil gerade zur Stunde im Feuerofen von Verdun geglüht und neu geboren wird, haben halbe und schlaffe Seelen keinen Raum. Dem Geschlecht der furchtlos sich Hingebenden, der Zäh-Gebuldiger wird sie gehören. Bereit sein, ist alles. Opferbereit sein, ist mehr. Versteht ihr jetzt den Kanonendonner vor Verdun? Die Glocken der Zukunft?

Täglich und stündlich sollt ihr in Gedanken mit den Jüngen fahren, die gen Westen rollen, und Zeuge sein der ungeheuren

sichen Laten, die eure Brüder, Männer und Söhne blutend und schweigend für euch vollbringen. Für euch! Und eure Laten sollt ihr daran messen. Für jene! Und nichts Heiligeres darf es geben drinnen und draußen als den Wettsreit in der Selbstverständlichkeit der Pflichterfüllung. Die einen das Schwert, die anderen der Schild. Ganz Deutschland ein Glaubenskämpfer.

Oft und lange noch werden die Glocken läuten, bis wir vor den Altar treten können. Dann wird der Herr der Heerscharen nur ein Wort fragen: „Warst du ein Kämpfer . . .?“ Kämpfen aber heißt opfern. Und siegen — sich an ein Größeres verlieren. Das Größte aber auf deutscher Erde ist das Vaterland, und im Himmel ist Gott.

Aber den Rhein, nach Deutschland hinein, dringt der Kanonendonner von Verdun, rufen ehern die Glocken der Zukunft.

## 22 ≡ Bunte Welt. ≡ 22

### Aus der Kriegszeit.

Im feldgrauen Kino. Von der Westfront schreibt uns ein Mitarbeiter: Wie ich da kürzlich durch die Strahlen einer von uns kessesten französischen Stadt schlenderte, sehe ich vor einem Hause ein großes Kränzel von lauter Feldgrauen. Neugierig trete ich näher und entdecke auch bald die Ursache der Anhäufung. ein Soldatenkino ist es, in das die Feldgrauen Einlaß begehren. Ein „richtig gehendes“ Kino nicht hinter der Front? Das muß ich auch gesehen haben. Also hinein! Aber das ist leichter gesagt, als getan. Wohl oder übel muß ich warten, bis ich an der Reihe bin und meine 15 Pf. an der Kasse erlegen kann. Das ist nämlich der Preis für die Mannschaften. An der Kasse fesselt mich ein Liebliches Idyll. Neben der Französin, die die Willets auslöst, sitzt in dem engen Raume eine andere, eine Mutter, die — ihr Kind frisst! Unbekümmert um die Soldaten, die vor dem kleinen Fenster kommen und gehen, ist sie mit dem kleinen Erdenbürger beschäftigt. Endlich sitze ich in dem großen Zuschauerkreis, der wohl an die tausend Köpfe fassen mag. Nur noch die beiden vordersten Bankreihen sind frei alle übrigen Plätze sind besetzt. Da sitzt ein Feldgrauer neben dem anderen, der junge Kriegsfreiwillige nur dem Knabengesicht und den ernsten Augen neben dem Lanstymmann mit eigrantem Bart, der lernige Landwirtschmann mit dem verworrenen Bart neben dem Offizier, neben dem Unteroffizier. Hier ist keiner Untergebener, keiner Vorgesetzter, hier ist jeder dem andern gleich. Alle wollen sich unterhalten, denn die paar freien Stunden nach den anstrengten Tagen im Schützengraben müssen ausgenutzt werden. Hier ist jeder, unbekümmert um alles andere, nur Mensch . . . Es ist gerade Pause, als ich eingetreten bin. Der große Abglanz des Lichts liegt auf allen Gesichtern. Eifrig wird hier und da getuschelt, wahrscheinlich darüber, was nun der zweite Akt bringen wird. Was wird denn gegehen? Jugendliche Schwank ist es, so glaube, der betitelt sich „Der Barbier von Wilmerdorf“. Ein harmlos lustiges Stück. Da ist ein kunnbegenerteter B rchi - füngling, der zur Bühne gehen will. Durch irgendeinen glücklichen Umstand erreicht er auch seinen Zweck. Er soll in einer Rolle auftreten, wird aber vom Lampenfieber gepackt und so zur Ursache eines großen Theaterstankals. Neumützig kehrt er zum Seifenbeden und Rasiermesser und zu seiner Liebsten zurück. Das ist das Stück. Drollige Episoden gibt's darin genug, und das ist die Hauptsache. Denn der Soldat, der leym - beschmuckt aus dem Schützengraben kommt, will lachen. Den Ernst, den bitteren Ernst des Krieges, kennt er zur Genüge. Prost jeden Tag muß er dem Tod ins Angesicht schauen. Deshalb ist d-s Lachen eine Erholung für ihn, eine Erquickung, gleichsam eine Oase voller Lebenslust in dem gewaltigen Drama, an dem er selbst mitwirkt. Kriegsgenossen, wie man sie vielleicht in der Heimat im Kino vorführen mag, will der Feldsoldat gar nicht sehen, die kennt er in reichem Maße. Er will lediglich unterhalten sein, und auf diesen Ton ist das Programm des feldgrauen-Kinos mit vielen Glück abgestimmt. Das Stück ist zu Ende. In voller Ordnung flutet die feldgraue Menge wieder aus dem Saal hinaus in den hellen Tag. Da draußen ruht auf den Straßen der Stadt das bewegte Leben dahin. Und der Krieg singt seine große Einsamkeit dazu, denn nicht weit von uns donnern die Kanonen in dem großen Weltankino. (Berf. An.)

Die Washingtoner Diplomaten in gesellschaftlichen Mäßen. Ein Aufsatz, den Ignatius Phayre in der englischen Zeitschrift „The Lady's Realm“ über die neue Präsidentin, Wilsons zweite Frau, veröffentlicht, wirft ein Schlaglicht auf die gesellschaftlichen Schwierigkeiten, die durch den Krieg in den führenden Kreisen Washingtons entstanden sind. Die Stellung der Herrin des Weißen Hauses verlangt heute einen besonderen Takt, weil alle kriegführenden Nationen in Washington durch ihre Diplomaten vertreten sind und die tiefgehenden Gegensätze der einzelnen Gesandtschaften zu einander selbstverständlich auf ihren Verkehr hinübergreifen. Die freundschaftlichen Beziehungen der britischen Botschaft zu den österreichisch-ungarischen, die in derselben Straße liegt, haben ebenso gelitten wie die zu der deutschen, wo der englische Botschafter früher so gern den berühmten russischen Altsen bewohnte. Der gegenwärtige Altsenpräsident des diplomatischen Korps, der französische Botschafter Jusserand, wechselt zwar noch immer zereemonielle Grüße mit dem Grafen Bernstorff, wenn die beiden Herren sich im Metropolitan-Klub oder im Weißen Haus begegnen, auf jenem Parkett, auf dem sich nur die Diplomaten und die intimsten Freunde der Familie des Präsidenten bewegen. Aber zwischen den anderen Diplomaten herrscht eine große Kälte. Der italienische Gesandte geht seinem österreichischen Kollegen im weitem Bogen aus dem Wege; der englische Botschafter hält sorgfältig darauf, keine Audienzen zu besuchen, bei denen er mit dem holländischen Gesandten zusammenzutreffen könnte. Eine amerikanische Dame beging den unverzeihlichen Fehler, zu derselben Gesellschaft Jusserand und den österreichischen Botschafter, den berühmten Dr. Dumba, einzuladen. Die Folge war, daß sie sich während des ganzen Diners in der größten Verlegenheit befand. Seitdem läßt man in der Washingtoner Gesellschaft die allernächste Vorsicht walten, wenn man Einladungen an die Diplomaten versendet, und Frau Wilson muß natürlich an allererstenorten sein. Die Einladungskarten des Weißen Hauses tragen jetzt stets den Vermerk „persönlich“, und gewiegte Kenner der gesellschaftlichen Verhältnisse üben eine Art Aufsichtsamkeit aus, um nach Möglichkeit jede unerwünschte Verührung, jedes peinliche Zusammentreffen bei den Gesellschaften des Präsidenten zu verhindern.

### Konrad von Gesner. (Zum 400. Geburtstag, 26. März.)

Konrad von Gesner (er selbst hatte seinen Namen latinisiert in Gesnerus), dessen Geburtstag am 26. März zum 400. Male wiederkehrt, kann in gewisser Weise der Begründer der Naturwissenschaft genannt werden, denn ihm gebührt das Lob, der Erfinder jener botanischen Methode zu sein, die das Pflanzenreich nach dem Charakter des Samens und der Blume in Geschlechter und Klassen ordnet. Aber über die Grenze dieses doch jedenfalls nicht eng gezogenen Fachgebietes hinaus war er gleich jenem großen Schweizer des 18. Jahrhunderts, Albrecht von Haller, ein Volkshistor in dem ursprünglichsten Sinne dieser Bezeichnung. Denn auf dem Gebiete der klassischen Philologie sowie der Linguistik war er zu Hause und hat durch Herausgabe älterer Schriftwerke, durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der Geschichte sich für seine Zeit ein unvergängliches Verdienst erworben, für das ihm auch die Gegenwart Anerkennung zollen muß. Bevor er sich in eine bescheidene Amtsstelle und dann nachher in die übliche Professoren- und Ärzte-Laufbahn seiner kleinen Heimat hatte hineinzwängen lassen, war er bestrebt gewesen, seinen geographischen Horizont soweit als möglich zu erweitern. Er studierte in Straßburg, Bourges, Paris und Venedig — wahrlich für einen Zeitgenossen der Matländer Kriege und der ersten Kämpfe der Reformation eine breite Grundlage für die Bekanntschaft mit fremden Ländern. Im Jahre 1564 wurde ihm, der sich als Begründer des Botanischen Gartens in Zürich, dann als Professor und Arzt große Verdienste in der Heimat erworben hatte, der Adel verliehen. Aber schon ein Jahr darauf, am 18. Dezember 1565, starb er an der Pest. In einer Beziehung hat die Nachwelt an Konrad von Gesner ein Unrecht begangen. Man schrieb seinen Namen mit zwei „s“ und beging dadurch einen Irrtum, denn Gesner mit zwei „s“ ist eine ganz andere, allerdings auch alte Züricher Familie, der der bekannte Zeitgenosse Goethes und Klopstocks, der Dichterdichter Salomon Gesner entstammt, dem Gottfried Keller in einer seiner wundervollen Züricher Novellen ein unvergängliches Denkmal errichtet hat.

# Schach

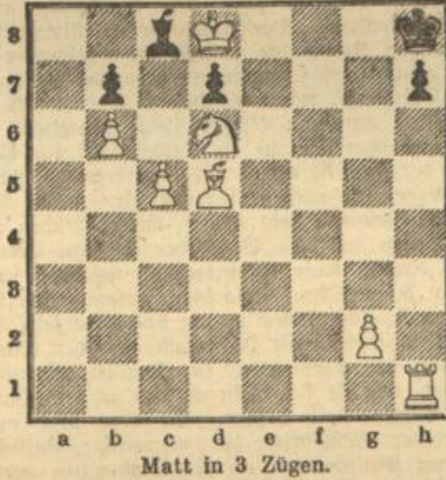
Alle die Schachhefte betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.  
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.  
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 26. März 1916.

## Aufgaben.

437. H. D. in Wiesbaden.  
(Origin I.)



Matt in 3 Zügen.

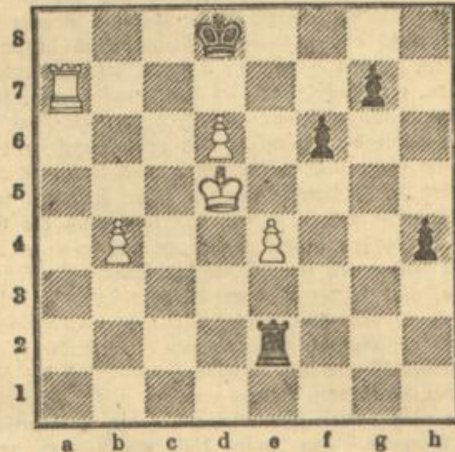
438. Theodor Bode in Wiesbaden.  
(Original.)

Weiß: Kd2, Df6, Tal, c3, Lg7, f1, Sb6, h3,  
Ba6, c2, g2. (11 Stück.)  
Schwarz: Ke4, Tb4, e8, Lb1, Sf2, h1, Ba5,  
b7, c6, d3, f3, f5, g5, h6. (14 Stück.)  
Matt in 2 Zügen.

435. Der Läufer h2 dieser Aufgabe ist zu entfernen.

## Partie 159.

Im Karlsbader Turnier 1911 kam es bei einer Partie zwischen C. Schlechter (Weiß) und Dr. Perlis (Schwarz) zu folgender Stellung:



Weiß war am Zuge und erzwang den Gewinn in folgender lehrreichen Weise:

- |  |                                    |
|--|------------------------------------|
| 1. e4—e5l<br>Hierdurch verschafft Weiß seinem Könige den Zutritt zu e6 oder zu c6. | 5. Da5† nebst Db5† mit Turmgewinn. |
| 1. . . . . f6×e5 oder A. B.)   | 3. Ta7—a8† Tc2—c8                  |
| 2. Kd5—e6 Te2—c2   | 4. Ta8×c8† Kd8×c8                  |
| Auf 2. . . . . Kc8 entscheidet   | 5. Ke6—e7 und Weiß gewinnt         |
| 3. d7†, Kb8 4. d8D†, K×a7  | A.                                 |
|  | 1. . . . . Te2×e5†                 |
|  | 2. Kd5—c6 Kd8—e8                   |
|  | 3. Ta7—a8† Ke8—f7                  |

- |                               |            |          |
|-------------------------------|------------|----------|
| 4. d6—d7 Te5—e6†              | B.         | Te2—d2†  |
| 5. Kc6—c5l . . . . .          | 1. . . . . | Kd8—c8   |
| Nicht 5. Kd5 wegen 5. . . . . | 2. Kd5—e6  | Kc8—b8   |
| Tel mit der Dronung Td1†.     | 3. d6—d7†  | Kb8—c7   |
| 5. . . . . Te6—e5†            | 4. Ta7—a6l | Td2×d6†  |
| 6. Kc5—c4 Te5—e4†             | 5. Ta6—d6  | Kc7—d8   |
| 7. Kc4—c3 Te4—e3†             | 6. e5×d6l  | und Weiß |
| 8. Kc3—d2 und gewinnt.        | 7. b4—b5   | gewinnt. |

## Auflösungen.

- Nr. 433 (2 Züge). 1. Db5.  
Nr. 434 (4 Züge). 1. Tf8, T×f8 2. Le4, Lf5 3. Kd1;  
2. . . . . T×e4. 3. Kc2; 1. . . . . Lc8 2. T×c8, Te  
3. Le4; 2. . . . . Tf ≅ 3. Kc2; 1. . . . . Ld5 2. L×d5,  
Te ≅ 3. Le4; 2. . . . . Tf ≅ 3. Kc2.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., Wdw. und A. D. in Wiesbaden.

# Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

## Bilderrätsel.



## Abstrichrätsel.

Genie, Rad, List, Abt, As, Berg, Lichte.

Von jedem Wort i t ein Buchstabe an beliebiger Stelle zu streichen, sodaß die übrigen Buchstaben im Zusammenhang gelesen eine stets mit Spannung erwartete Mitteilung bezeichnen.

## Aus dem Felde.

Und schleudern die Feinde auch Höllebrand,  
Und kommen sie tollkühn mit stürmender Hand,  
Sie können unsre n nicht erschüttern.  
Die steht wie von Stahl und Grant eine Wand,  
Dran muß der Feinde Kraft zersplittern.  
Mit s ists wieder im Felde da.  
Zwar beißt uns, aber wir liebens beinah.  
Uns ist es vertraut, wir könnens ertragen,  
Es regt uns an zu kräftigem Schlagen.  
Die schwarzen und braunen und gelben Briten  
Haben davon desto mehr gelitten.  
Sie fürchten es mehr als unsere Granaten,  
Es macht sie unfähig zu Kriegestaten.

## Dreißilberrätsel.

Die beiden ersten wünscht sich jeder in der Not,  
Die dritte Silbe, das bin ich.  
Das Ganze wird jetzt oft genannt,  
Es sorgt für Geld im deutschen Land.

## Gehelmschrift.

h n + s c - l = gr + f z g d = l : - r (Seeheld.)

Schlüssel:

h n + c Stadt in Steiermark. - r h + n r tapferes Volk.  
f z g = dd? schmackhafter Seefisch. g + r f männlicher  
Vorname. d : r f? Hülsenfrucht.

## Auflösungen der Rätsel in Nr. 133.

Bilderrätsel: Kalifornierin. — Worträtsel: 1. Haeseler,  
2. Joffre, 3. Namur, 4. Dankl, 5. Emmich, 6. Nikolajewitsch,  
7. Bülow, 8. Ulm, 9. Riva, 10. Galizien. Hindenburg. —  
Zahlenrätsel: Fliegerbomben. (Fliege, Leier, Bonn, Morgen.)



# Illustrierte Kinder = Zeitung

des  
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 7.

18. Jahrgang.

1916.

Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten!

## Prinzess Fräzeline.

Märchen von Ilse-Dore Tanner.

**E**s lebten einmal ein König und eine Königin, die hatten ein einziges, liebreizendes Töchterchen mit einem Gesichtchen so zart wie eine Pfirsichblüte, großen, blauen Augen und wunderschönen, goldblonden Locken.

Weil das Prinzesschen nun das einzige Kind am ganzen Königshofe und gar so lieblich war, wurde es von jung und alt, vornehm und gering, grenzenlos verwöhnt, und es geschah ihr aller Wille. Es brauchte nur den leisesten Wunsch auszusprechen, so wurde er erfüllt; alle wetteiferten, es zu erfreuen, und niemals hörte es ein böses Wort.

Anstatt daß die kleine Prinzessin nun recht dankbar für all die ihr entgegengebrachte Liebe war, machte sie sie übermütig, trotzig und boshaft, und wenn man im Lande sagte, es gäbe weit und breit kein hübscheres, kleines Mädchen, so sagte man mit demselben Rechte auch, daß nirgendwo ein böseres und unliebenswürdigeres zu finden sei.

Besonders eine Gewohnheit hatte die Prinzessin Masalda an sich, mit der sie alle Leute, die mit ihr in Berührung kamen, kränkte und ärgerte: sie konnte ihr Gesichtchen zu den unglaublichsten, frechsten und drolligsten Fragen verziehen, und je älter sie wurde, je mehr übte sie sich darin.

Als sie noch ganz klein gewesen war, hatten ihre königlichen Eltern, die Minister und Hofdamen sich halbtot gelacht, wenn das niedliche, kleine Mädchen die häßlichsten Gesichter schnitt, später aber ärgerten sie sich; doch das wagten sie nicht zu sagen.

Das Schlimmste war nämlich, daß Masalda den Leuten in ihrer Umgebung nachsäffte, und den vornehmsten und ältesten am allerliebsten.

Da war zum Beispiel die Oberhofmeisterin der Königin, eine würdige, sehr vornehme alte Dame, die natürlich nichts dafür konnte, daß sie ein weit vorspringendes, spitzes Kinn hatte und ihr Mund beim Sprechen so komisch auf- und zuklappte wie bei einem Nuckknacker. Das machte nun Masalda hinter dem Rücken der würdigen Dame so genau nach, daß die jungen Hofdamen und naseweisen Pagen kicherten und lachten.

Der älteste Minister des Königs, Graf Allesweiß, hatte ein sehr langes, faltiges Gesicht, und die Augenbrauen hatte er ständig etwas in die Höhe gezogen, was seinem Gesicht einen ewig erstaunten Ausdruck gab. Kaum war der Graf in den Königsaal getreten, da zog Prinzess Masalda ihr niedliches Gesichtchen ganz in die Länge und die Augenbrauen in die Höhe, und dann lachten die andern Minister und Hoffkavaliere, die Graf Allesweiß nicht leiden konnten, und der hörte hinter seinem

Rücken das Kichern und Wispern, wußte ganz genau, was die Ursache dazu war, und wurde grün vor Ärger.

Da Prinzess Masalda aber bei allen etwas Komisches herauszufinden verstand, konnte sie schließlich niemand leiden. Anfangs hatte man sie nur aus Scherz einmal „Fräzelinchen“ genannt; dann aber war ihr der Name geblieben, und man wußte kaum noch, daß sie eigentlich Masalda hieß, auch dann nicht, als aus dem kleinen Fräzelinchen schon eine große Fräzeline geworden war.

Als Fräzeline vierzehn Jahre alt war, kam einmal eine mächtige, alte Königin, die in dem Rufe stand, eine Zauberin zu sein, zum Besuch an den Hof ihrer Eltern.

Das Königspaar stand mit seinem Töchterchen und den Kavaliere und Hofdamen auf der Terrasse des Schlosses, den vornehmen Gast zu empfangen. Die goldene Kutsche mit den acht weißen Pferden, dem Kutscher und den Dienern in goldstrohenden Röcken und mit weißgepuderten Perücken kam vorgefahren. Der Minister, Graf Allesweiß, eilte selbst die Stufen herunter, um den Wagenschlag zu öffnen, und heraus stieg die häßlichste Frau, die Fräzeline jemals gesehen hatte.

In dem hageren, gelben Gesicht saß eine unglaublich lange Nase, die sich noch dazu nach einer Seite bog, während der große Mund sich schief nach der andern zog und ein Zahn über die Oberlippe hervorragte. Die kleinen, böse funkelnden Augen schielten ganz furchtbar, und mitten über der Stirn hing eine weiße Haarlocke, während das übrige Haar in einem winzigen Knötchen am Hinterkopfe aufgesteckt war.

Kaum erblickte Prinzess Fräzelinchen die alte Königin, als sie vor Lachen zu ersticken drohte; dann versteckte sie sich hinter dem breiten Rücken ihres Vaters, zog ihr frisches, hübsches Gesichtchen ganz in die Länge, kniff den Mund zusammen und schob ihn nach einer Seite und versuchte, mit den Fingerchen ihrer hübschen, schmalen Nase eine Wendung nach der andern Richtung zu geben, schloß die schönen, großen Augen halb und schielte erbärmlich nach ihrer Nasenspitze. Zum Überflus schob sie sich eine ihrer goldblonden Locken mitten auf die weiße Stirn.

Die Hofdamen und Edelherrn wurden puterrot vor unterdrücktem Lachen; die Pagen kicherten hörbar, und Fräzelinchen war so eifrig bei ihrer Unart, daß sie gar nicht bemerkt hatte, daß ihr Vater die Stufen der Treppe heruntergestiegen war, den Gast zu begrüßen, und schrak erst zusammen, als die Königin dicht vor ihr stand.

Die hob ihren dünnen Zeigefinger in die Höhe und kicherte boshaft: „Ei, ei, so gut gefalle ich dem Töchterchen, daß es versucht, mir ähnlich zu sehen? Ist mir

noch nicht passiert in meinem Leben; freut mich aber, freut mich sehr! Will auch dem Töchterchen dafür seinen Wunsch erfüllen; soll mir ähnlich werden, ganz ähnlich!" Und sie strich mit ihren häßlichen Spinnenfingern über Masaldas Gesicht.

Ein kaltes Grauen überkam diese. Sie wollte die Augen weit öffnen wie sonst; aber wie mit unsichtbaren eisernen Klammern gehalten, blieben sie halb zu und schielten weiter auf ihre Nasenspitze, die schief im Gesicht stehen blieb, ebenso wie der Mund, den sie vergeblich versuchte, wieder gerade zu rücken.

Entsetzt und bleich starrte alles ringsum auf die Prinzessin. Die Königinmutter fiel in Ohnmacht, und in der Verwirrung, die nun entstand, ging die alte Königin unbehelligt wieder hinunter zu ihrem Wagen, setzte sich hinein und fuhr davon.

Schrecken und Trauer herrschte am Königshofe. Die Königin war vor Gram krank geworden; der König hatte plötzlich schneeweißes Haar bekommen, und die arme Prinzessin Frateline saß in ihrem Zimmer, weinte sich ihre armen, schielenden Augen fast aus dem Kopfe und wagte sich vor niemand zu zeigen, denn sie fürchtete, daß man sie jetzt ebenso auslachen würde, wie sie früher alle ausgelacht hatte, die häßlich und mißgestaltet waren.

Graf Allesweiß sagte: „Ich habe vorher gewußt, daß das noch ein schlechtes Ende nehmen würde“, und die Oberhofmeisterin meinte: „Ich habe ein so gutes Herz, daß mir Prinzessin Frateline leid tut, trotzdem sie mich so oft geärgert hat; aber recht ist ihr doch geschehen.“

Und es war kaum einer im ganzen Lande, der sich nicht ein bißchen freute, daß Prinzessin Frateline bestraft worden war; aber sie hofften doch alle im stillen, die alte Königin würde nach einiger Zeit wiederkommen und den Bann von Prinzessin Frateline nehmen. Doch das geschah nicht; die alte Königin war und blieb verschwunden, und man hörte niemals wieder etwas von ihr.

Das Königspaar berief nun die berühmtesten Ärzte, Gelehrten und Zauberer des Landes an seinen Hof, damit sie Prinzessin Frateline ihr altes, liebliches Ansehen wiederschaffen sollten, und es begann nun eine schwere Zeit für das arme Prinzesschen.

Professor Quackfalberus erbot sich, eine Salbe zu kochen, die das Gesicht der Prinzessin so geschmeidig machen sollte, daß sich die einzelnen Teile leicht wieder würden geraderücken lassen.

Er stellte einen kleinen, silbernen Kessel mit einem Dreifuß über ein Feuer, das mit wohlriechendem Sandelholz gespeist werden mußte, und warf unter Beschwörungen und Zauberformeln allerlei Kräuter und Pulver in das Kesselfchen, in dem schon das Fett von sechzig weißen Mäusen brodelte.

Ganz heiß mußte dann die Salbe auf das Gesicht der Prinzessin gestrichen werden, und weinend vor Schmerzen ließ sie es sich gefallen; sie wollte doch gar zu gerne wieder so hübsch werden wie früher.

Acht Tage und acht Nächte mußte Masalda unbeweglich stille liegen und die Wundersalbe auf die Haut einwirken lassen; dann kam Professor Quackfalberus mit einem seidnen Tuche und einer goldenen Schale mit Regenwasser und wusch sie ihr ab.

Als er damit fertig war, machte er schleunigst, daß er aus dem Zimmer und aus dem Schlosse kam und ließ sich nie wieder sehen. Die Prinzessin aber starrte entsetzt in den Spiegel. Ihre Haut, die bisher noch weiß und zart gewesen war, war jetzt feuerrot, und sie sah dadurch natürlich noch viel, viel häßlicher aus als vorher; geraderücken ließen sich ihr Mund und ihre Nase auch nicht, und die Augen gingen auch nicht um ein Haar breit weiter zu öffnen.

Nun kam der berühmte Doktor Besserwisser, und als er die Prinzessin sah, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen. „Wie konnten Ihre Königliche Gnaden aber auch nur den Professor Quackfalberus um Rat

fragen, der weiß ja gar nichts, der ist ja der erste Stümper der Welt!“ sagte er, und dann begann er das Gesicht der Prinzessin zu kneten, zu streichen und zu ziehen, daß Frateline die Engel im Himmel singen hörte vor Schmerzen. Das tat er nun alle Tage ein paar Stunden; aber schöner wurde die Prinzessin nicht davon, nur ihr Gesicht schillerte jetzt braun, blau und grün. Und eines Tages verlor der König die Geduld, die die Prinzessin schon lange verloren hatte, und er warf den Doktor Besserwisser eigenhändig zur Tür hinaus.

Nun berief man den Zauberer Ignorantus an den Hof. Der erklärte seine beiden Vorgänger unumwunden für die größten Schafsköpfe, die je gelebt hätten, und begann nun eine ganz andere Kur mit der Prinzessin.

Sie mußte Tag und Nacht ein Netz von einer Kreuzspinne über dem Gesicht tragen und morgens, mittags und abends einen Brei aus geräucherten und geriebenen Froschmagen essen, und dann durfte sie den ganzen Tag kein Wort sprechen.

Das Gesicht der Prinzessin wurde zwar auch dadurch nicht schöner, aber sie wurde von der elken Speise so elend und mager, daß die Königin es nicht mehr ansehen konnte und ihren Gemahl bestimmte, daß er den Zauberer Ignorantus verabschiedete. Der ging tief beleidigt und sagte, wenn die Leute nicht die Zeit abwarten könnten, sei es natürlich nicht möglich, ihnen zu helfen.

Die arme Prinzessin aber gab jede Hoffnung auf, daß ihr je geholfen werden könne, und weinte Tag und Nacht. Sie verließ ihr Zimmer nicht mehr und ließ sich am Hofe ihres Vaters nicht mehr sehen, so sehr schämte sie sich wegen ihrer Häßlichkeit.

Eines Morgens, als die Kammerzofe, die das Frühstück bringen wollte, das Gemach der Prinzessin betrat, fand sie es leer. Man suchte Prinzessin Frateline überall, aber man fand sie nicht; sie war und blieb verschwunden. (Schluß folgt.)



## Indianer von heute.

Von Walthar Bestle.

Die zahllosen erlogenen Indianergeschichten, denen es nur auf die Darstellung von Mord- und Greuelthaten ankommt und die daher für eine wahrheitsgetreue Schilderung nichts übrig haben können, haben viele grundsätzliche Begriffe über das Leben und Treiben der nordamerikanischen Indianerstämme verbreitet. Aber auch nach den wenigen guten Büchern, die sich mit den Indianern befassen, haben, wie dem trefflichen Ederstrumpf von Cooper und den Erzählungen Gerstaeders, dürfen wir uns kein Bild von den heutigen Indianern machen, denn diese Bücher beschreiben die Indianer während ihrer Glanzzeit vor 100 Jahren, damals, als nur vereinzelte kühne weiße Jäger und Goldsucher in das Gebiet vorzudringen wagten, in dem die Indianer noch als unbeschnittene Herren jagten und kämpften. Wo früher die rohgezimmerte Blockhütte Meister Ederstrumpf stand, erheben sich heute die fabrikschornsteine der amerikanischen Industrie, und die kupferfarbenen Reckengestalten von ehemals sind nach ihren ewigen Jagdgründen gegangen oder fristen noch als traurige Reste der einst körperlich wie auch geistig hochentwickelten Rasse ein ungestes Vagabundendasein.

Die Schuld an diesem Niedergang tragen allein die weißen Eroberer, die auf dem neuen Erdteil mit einer Gewissenlosigkeit und Rücksichtslosigkeit ihre eigennützigen Absichten durchgeführt haben, die in der Geschichte einzig dasteht. Es war ein langer und erbitterter Kampf, der auf beiden Seiten mit grimmigem Haß geführt wurde, bis die Indianer das Land räumen und sich den Bedingungen der Weißen fügen mußten. Der Vorwurf der Grausamkeit, der den Indianern während dieser Kämpfe gemacht worden ist, darf auch den weißen Eroberern nicht erspart bleiben. Ganze Stämme mit Weibern und Kindern wurden von ihnen zusammengeschossen, und was das Gerweh verschonte, das schwächte und zerrüttete das „Feuerwasser“, der Schnaps, den die Weißen als Bundesgenossen mit in das Land gebracht hatten. Unter der Führung des Häuptlings Sitting Bull haben die Indianer vor etwa 35 Jahren einen letzten Versuch gemacht, ihre verlorene Freiheit wieder zu erlangen; aber ihre Niederlage war derartig, daß heute von

den Indianern an einen nochmaligen Aufstand nicht mehr gedacht werden kann. Sitting Bull, der von Freund und Feind gleich geachtete indianische Freiheitsheld, starb mit den meisten seiner Getreuen, den letzten „echten“ Indianern, den Helden Tod für sein Volk.

Um sich nicht dem Vorwurf der übrigen zivilisierten Menschheit auszuliefern, eine ganze Menschenrasse aus Habgier und Eigennutz vernichtet zu haben, räumten die Amerikaner den Resten der Indianer kleine Gebiete ein, in denen sie wohnen und jagen durften und lieferten ihnen überdies regelmäßig wiederkehrende Abgaben an Schlachtvieh und Lebensmitteln. Nebenbei sorgten sie freilich, daß auch das Feuerwasser bei den Rothhäuten nicht in Vergessenheit gerate. Die Reservationen, wie diese Indianergebiete genannt werden, waren aber der unerfährlich um sich greifenden amerikanischen Industrie bald im Wege; man zerstückelte sie, verlegte sie nach anderen Gegenden und verkleinerte sie immer mehr.

Heute bestehen diese Reservationsgebiete, die den Indianern die geraubten Jagdgründe ersetzen sollten, nur noch aus recht schmalen Landstrichen, in denen noch einzelne Sippen, die Reste der früheren Stämme, ihre armseligen Zelte aufgeschlagen haben. Da ihnen die amerikanische Regierung die notwendigste Nahrung liefert, so hält es die Mehrzahl der Indianer für unter ihrer Würde, etwas zu arbeiten. Tagelang sitzen die ehemaligen Krieger des großen Geistes schweigend vor ihren Zelten, rauchen ihre unvermeidlichen geraden Pfeifen und blicken von Zeit zu Zeit tief in die Schnapsflasche, die in leicht erreichbarer Nähe am Boden steht. Der Schnaps und der Tabak sind ihnen Dinge, ohne die sie nicht mehr glauben leben zu können; hat der Indianer beides, so ist er wunschlos glücklich. Nach Gesellschaft mit seinesgleichen trägt er wenig Verlangen, und auch der einstigen Hauptleidenschaft, der Jagd, huldigt die Mehrzahl der Indianer nicht mehr. Sie sind zu träge dazu, und dann hat das Feuerwasser den einst so sicheren Arm entnerot und die Sinne abgestumpft.

Nur eines kann den Indianer noch aus seinem verschlafenen Müßiggang erwecken, das ist die Tatsache, daß auch der Tabaksbeutel und die Schnapsflasche einmal leer werden. Mit saurer Miene wirft dann der Indianer seine bunte Decke, die ihm zugleich Bett und Mantel ist, um die Schultern und sucht irgendwo nach einer Gelegenheit, mit möglichst geringer Anstrengung die paar Dollars zu verdienen, die er braucht, um für einige Monate Tabak und Schnaps kaufen zu können. Auf den Farmen und in den Holzfällern findet er dann irgend einen untergeordneten Posten, aber er scheut die harte, planmäßige Arbeit, die er da zu leisten hat, und nimmt es nur im Notfall auf sich, Schweine zu füttern oder Teer auf die von den Bergen führenden Holzgleitbahnen zu schmieren. Mancher rote Mann fühlt auch noch etwas vom Blut der Väter in sich und versteht es, Fährten zu lesen und die Büchse zu führen. Dieser sucht dann auszukundschaften, ob einer der reichen Amerikaner von der Stadt eine kleine Jagdreise auf Karibus oder Grizzlybären zu unternehmen gedenkt und bietet sich ihm als Begleiter, Führer oder Gepäckträger an. Meist wird diese „Arbeit“ ganz gut bezahlt und ermöglicht ein nachfolgendes ausgiebiges Ausruhen bei reichlichen Vorräten an Tabak und Alkohol. Zuweilen veranstaltet irgend ein amerikanischer Unternehmer auch eine kleine Vorstellungstour in den Großstädten umher und stellt hierzu viele Cowboys und Indianer an, die dabei den Kriegsschmuck ihrer Väter tragen müssen. Diese Art Beschäftigung ist dem Indianer jederzeit willkommen; die Vorstellungen dauern nur kurze Zeit, bringen viel Geld ein und verlangen keine schwere Arbeit, denn reiten und den Lasso werfen können fast noch alle Indianer.

Ist die lästige Arbeitszeit überstanden und befindet sich der Indianer wieder im Besitze einiger Dollars, dann wandert er wieder hinaus nach der Reservation. Ehe er aber aus der Stadt geht, versäumt er es nicht, eines der zahlreichen Kinematographentheater zu besuchen, für die die Indianer große Bewunderung haben. Staunend sitzen sie da in der ersten Reihe und lassen immer wieder dieselbe Vorstellung an sich vorbeigehen, bis das Theater geschlossen wird.

Auch die indianischen Frauen sind gerade keine Muster des Fleißes, aber immerhin arbeitsamer, als ihre männlichen Stammesgenossen. Manche von ihnen bebauen ein kleines Stück Land mit Kartoffeln, Hülsenfrüchten oder anderen leicht zu erlangenden Feldfrüchten; die meisten aber fertigen Perlsäckereien und Strohflechtarbeiten an, die gerne von Reisenden und Händlern gekauft werden. Viele jedoch ziehen den Müßiggang aller Arbeit vor und wetteifern darin mit den Männern.

Die kleinen Kinder bleiben vollständig sich selbst überlassen; wie Tiere sieht man sie zwischen den Zelten im Schmutz liegen, mit Haaren, die nie einen Kamm gesehen haben, und zerrißenen Fetzen am Leib, die die Kleider bedeuten. Auch die heranwachsende Jugend zeigt keinerlei Hang zu einem arbeitsamen Leben, immerhin sind die jungen Burschen etwas regsam als ihre Eltern. Sie scharen sich auch gerne zu größeren Gesellschaften zusammen und vertreiben sich die Zeit mit allerlei indianischen und amerikanischen Spielen, unter denen Domino und Fußball besonders beliebt sind. Ab und zu gehen sie auch mit feinkalibrigen Gewehren oder mit Bogen und Pfeilen auf die Vogel- und Eichhornjagd, — leider, denn die indianische Grausamkeit äußert sich nur allzu oft in roher Tierquälerei.

In letzter Zeit hat die amerikanische Regierung neue Maßregeln ergriffen, um dem bevorstehenden Aussterben der roten Rasse zu steuern. So ist in einigen Staaten ein Verbot von der Regierung ausgegangen, an die Indianer alkoholhaltige Getränke zu verkaufen; auch sucht man durch Verminderung der bisher an die Indianer gelieferten Nahrungsmittel allmählich eine Nötigung zu ständiger Arbeit auf sie auszuüben, wodurch man wieder eine neue Kräftigung der ganzen Rasse zu erreichen hofft. Der durch lange Forschungen unter den

Indianern bekannte Professor Hamilton stellt auch bereits eine Zunahme der indianischen Bevölkerung fest und erklärt, daß sich auch die Gesundheit der Indianer sehr verbessert habe, obwohl die Schwindsucht — eine der Folgen des Feuerwassers — noch genug Opfer fordert. Wir sehen, die Amerikaner geben sich alle Mühe, ihre einstige Vernichtungs- u. Eroberungswut wieder einigermaßen gut zu machen. Ja, manche Indianer gelangen durch die amerikanischen „Wohltaten“ in ganz beneidenswerte Umstände. So berichtete eine amerikanische Zeitung vor zwei Jahren über den Tod des letzten Häuptlings vom



Indianerpaar auf einer Wanderung.

Stamme der Cherokesen: „Der Häuptling hat sich in recht beschaulichen äußeren Umständen befunden, besaß in Newyork ein schönes Privathaus mit Park und Tennisplatz und verfügte außerdem über zwei stattliche Automobile.“ Wie der edle Häuptling zu diesen „beschaulichen äußeren Umständen“ gelangt ist, verschweigt die Zeitung. Wir dürften aber wohl kaum fehl gehen, wenn wir den Grund hinter einer feigen Verräterei gegen seine ehemaligen Stammesgenossen suchen. Ein trauriges Beispiel dafür, wie tief die Nachkommen Sitting Bulls gesunken sind.

## Der Heuchler.

Herr Rabe in deinem schwarzen Kleid,  
Um wen trägst du solch Herzeleid? —

„Soll ich nicht trauern?

Soll nicht bedauern

So vieler Tiere Tod? —

Eben, o Not!

Starb dieser Regenwurm hier,

Das arme Tier!“ —

Du Heuchler in deinem schwarzen Kleid,  
Betrauerst der armen Tiere Leid  
Und bringst sie selbst in solche Not  
Und nährst dich selbst von ihrem Tod.

R. Reintz.

## Reitende Tiere.

Daß es auch in der Tierwelt Kavalleristen gibt, daß ein Tier das andere zum Reiten benützt, ist keine zoologische Fabel, sondern eine naturwissenschaftlich mehrfach festgestellte Erscheinung. Auch dichterisch wurde ein Tiertritt bereits dargestellt und zwar in Freiligraths bekanntem Gedicht „Der Löwenritt“. Es wurde seinerzeit viel darüber gestritten, ob die Geschichte von dem Löwen, der die Giraffe zu Tode reitet, wirklich möglich oder aber bloß der Phantasie des Dichters zuzuschreiben sei. Einer der besten Kenner der afrikanischen Tierwelt, der Forscher Schillings, löste die Frage dahin, daß Freiligraths Bild naturgeschichtlich durchaus denkbar sei. Tatsächlich gibt es — besonders in der kleineren Tierwelt — eine ganze Anzahl reitender Geschöpfe, wie auf anschauliche Weise aus einer naturwissenschaftlichen Plauderei von Prof. Wilhelm Bötsche in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ zu entnehmen ist. So gibt es eine Art von Beutelkratten in Amerika, bei der das Muttertier seine Jungen in Stunden der Gefahr auf seinem Rücken davonträgt. Gewisse tropische Ameisen benützen gegenseitig ihre Rücken, um so mittels einer Art lebendiger Leiter von einer Blattkante auf eine entferntere zu gelangen. In langer Reihe hebt je eine Ameise eine zweite empor, an diesen beiden Klettern andere hoch und so weiter, bis die so aufeinander reitenden Ameisen eine lebendige Leiter bilden. Doch die Kunst des Reitens ist in der Tierwelt noch weit mehr verfeinert. So lassen sich gewisse Tiere von anderen zu einer weit entfernten Beute tragen. Am besten beobachtet man diesen Vorgang bei dem Polyphen, der als sog. Pflanzentier keine richtigen Beine hat. Darum setzen sich die in der Fortbewegung ziemlich hilflosen Polyphen auf Krabben oder das Schneckenhaus eines Einsiedlerkrebes. Und nun reiten sie der Beute zu, die Krabben und Krebse aufspüren. Allerdings ist dieses Reiten insofern unvollkommen, als der Reiter an den Träger gebunden ist und nicht auf- oder absteigen kann, wann es ihm beliebt. Diese letztere, höchste Eigenschaft des Reitens ist einem in Süddeutschland heimischen Käfer, Sitaris genannt, eigen. Dieser Käfer legt seine Eier mit Vorbedacht an steilen Lehmwänden vor kleinen schachtartigen Löchern nieder. Während die winzigen schwarzen Maden des Sitariskäfers aus den Eiern schlüpfen, haufen in diesen Lehmhöhlen haarige Flügeltiere vom Geschlecht der sog. Pelz- oder Schnauzbienen, die eines Tages aus der Behausung kommen und auf ihren Flügelaroplanen ins Weite fahren werden. Wenn nun die Männchen ausfliegen, während die Weibchen daheim den Honigsaft hüten und in jedes Honigtöpfchen ein eigenes Ei legen, harren die hungrigen Sitarislarven vor der Luke der Behausung. Hirtig schwingen sie sich auf die ausfliegenden Schnauzbienchenmännchen und reiten so hin und her beim Sammeln neuen Honigs. Und wenn der Schatz im Bienenbau fertig ist, reitet die Sitarislarve ein, gerade in der Sekunde, da die Schnauzbiene ihr eigenes Ei auf den Honig legt. Im selben Augenblick, da das Ei auf den Honig fällt, springt die Sitarislarve ab,

springt auf das Ei und klammert sich daran fest. Die Schnauzbiene hat nichts gemerkt, verschleift ruhig die Schatzpforte und zieht ab. Wäre die Sitarislarve daneben gesprungen, so hätte sie im Honig ertrinken müssen. Aber meist springt sie sicher. Sie schneidet das Bienenei auf und trinkt seinen Inhalt. Dank dieser Nahrung wird aus der Larve eine Made, die auf dem Honig herumspazieren und davon zu trinken vermag, bis sie sich zum fertigen Käfer entwickelt hat.

## Der freundliche Wind.

In einer Sammlung rumänischer Märchen aus der Bukowina findet sich auch das folgende Geschichtchen: Ein paar Landleute, die durch des Wetters Unbill in ihrem Leben schon viel zu leiden gehabt hatten, stritten einst darüber, wer am meisten zu fürchten wäre, der Wind, die Kälte oder die Hitze. Kurz darauf ging einer der Männer über Land und sah drei Gestalten auf sich zukommen. Die eine war der Wind, die andere die Kälte, die dritte die Hitze. „Guten Tag einem von euch dreien!“ sprach der Wanderer, die drei gingen ein paar Schritte weiter, dann blieb die Kälte stehen und sagte: „Mir galt gewiß kein Gruß!“ Aber die Hitze rief: „Nein, mich hat er gemeint!“ — „Keinem von euch beiden!“ entschied jedoch lächelnd der Wind, der den Gruß für sich in Anspruch nahm. Und weil sie sich nicht einigen konnten, kehrten sie um und fragten den Mann. Dieser gab dem Winde recht, den er am meisten fürchtete und mit dem er sich darum nicht verfeinden wollte. „Warte nur, wenn der Winter kommt!“ rief da ergrimmt die Kälte, und die Hitze brauste auf und zischte: „Dich will ich quälen zur Sommerzeit!“ Der Wind aber strich dem Wanderer liebeslos über das Gesicht und tröstete: „Fürchte dich nicht, ich werde immer dein Freund sein!“ Und als der Winter kam und vor Frost die Bäume sprangen, merkte der Mann, daß die Herrschaft der Kälte doch zu ertragen war, weil der Wind es unterließ, zu blasen. Und als im Sommer die Hitze ihn quälen wollte, da kam der Wind in seine Nähe und kühlte die Luft so angenehm ab, daß ihm das Atmen eine Lust war. Nun sah er ein, wie recht er gehabt hatte, gerade den Wind nicht zu erzürnen.

## Im Urwald verlaufen.

Die deutsche Zeitung „Germanian Herold“ in Milwaukee berichtet über eine Episode, die an Coopers Wild-West-Bücher erinnert: Zum Tode erschöpft, fast erfroren und im hohen Fieberzustande schleppte sich mit dem Aufgebote seiner letzten Kräfte der in Rhineland anässige Grocer M. E. Gjerstrum in die Blockhütte eines Ansiedlers im nördlichen Wisconsin und rettete sich vor dem sicheren Hunger- und Erfrierungstod. Der Mann war 36 Stunden lang ohne jede Nahrung in einem Schneesturm, bei dem man nicht weiter als einige Fuß sehen konnte, in den nördlichen Wäldern umhergeirrt und nun würde es nach seiner Aussage nicht länger als nur noch einige Minuten ausgehalten haben, wenn er nicht Unterkunft gefunden hätte. Gjerstrum war mit



einem Führer Sprossenfichten suchen gegangen, und die beiden Männer waren nur wenige Fuß voneinander entfernt, als plötzlich ein furchtbarer Schneesturm einsetzte und alle Bemühungen der beiden, zusammen zu bleiben, nutzlos machte. In diesem Wetter ist der Mann nun 80 Meilen weit gewandert und hat auf seinem Wege u. a. einen Fluß durchwatet, in welchem große Eischollen ihn bedrohten. Bald verloren sich seine Spuren im Schnee und nur an den Bäumen bemerkte er, daß er oft im Walde im Kreise herumgewandert war. Spät am Tage wandelte sich der Schneesturm in einen Wolkenbruch um, der den Mann bis auf die Haut durchnäßte und seine Leiden verdoppelte. Schon glaubte er sich gerettet, als er von weitem eine Hütte sah, doch fand er, daß diese eine leere Jagdhütte war. Doch er fand Holz und auch drei Streichhölzer, mit denen es ihm trotz seiner fast erfrorenen Finger möglich war, ein Feuer zu machen. Später aber trieb ihn der Hunger aufs neue ins Freie, um Menschen zu finden. Fast war er nicht mehr imstande, seine Füße zu bewegen, die Kleider erstarrten ihm auf dem Leibe, und er hatte sich schon aufgegeben, als er von fern wieder eine Hütte erblickte, die ihm diesmal zur Rettung ward. Zwei Tage hatten die Leute in der Hütte zu tun, ihn wieder so weit zu bringen, daß er folgerichtig seine Leiden erzählen konnte, dann geleiteten sie ihn zurück nach Rhineland, wo man den Mann schon verloren glaubte, und wo erst durch sein Erscheinen bekannt wurde, was er erlitten hat. Es wird nun noch manche Tage dauern, bis er alle Schrecknisse dieser 36 Stunden ganz überwunden haben wird.

## Knacknuß.

Als der zwölf Jahre alte Fritz sich eines Abends mit seinen Rechenleistungen die Aufgabe gab, gab ihm sein Vater die folgende Aufgabe auf: „Wenn Du eine bestimmte Zahl um 19 vergrößerst, die Summe mit 3 multiplizierst und von der Quadratwurzel des Produktes 18 abziehst, so bleibt nichts übrig. Kannst Du mir die bestimmte Zahl nennen?“ — Der kleine Rechenfänger kam nun doch in große Verlegenheit, er fauchte am Bleistift und wußte nicht, auf welche Art er der Lösung näher kommen sollte. Schließlich meinte er: „Wenn ich nur wüßte, was das heißt: die Quadratwurzel eines Produktes, dann wüßte ich schon packen!“ — „Das solltest Du eigentlich wissen,“ entgegnete der Vater. „A ist beispielsweise die Quadratwurzel von 16. Genügt Dir diese Erklärung?“ — „Ja wohl!“ rief Fritz und es dauerte wirklich keine Viertelstunde, da legte er seinem Vater die Lösung der Aufgabe vor. Wie lautete sie?

Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Rätseldecke der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatt genannt werden.

## Auflösung der Knacknuß aus der vorigen Nummer:

Das alte Fenster sah so  und das neue so  aus.